

Nach 50 Jahren (auch ein Jubiläum)

In diesem Jahr feiern wir 20 Jahre deutsche Einheit. Dabei ist vergessen worden, dass es im Mai noch einen Grund gab einer historischen Entwicklung, die das ganze Leben im Dorf bei uns verändern sollte, zu gedenken. Als ich vor Jahren das erste Mal die verdrängte schlimme Zeit für mich aufarbeitete, bekam ich schlaflose Nächte und ernste gesundheitliche Schwierigkeiten. Auch jetzt versucht mein Schutzengel mir zu befehlen: „Vorsicht, dein Doktor könnte wieder Arbeit bekommen!“ Noch heute zucke ich zusammen, wenn der Pfarrer seine Predigt beginnt mit: „Meine lieben Brüder und Schwestern“. Waren die denn immer lieb, besonders in dieser jetzt zu behandelnden Zeit.? Aber, ich will keine alten Narben im Dorf aufreißen und die Geschichte versuchen locker zu erzählen, als wäre sie auf einem anderen Planeten geschehen. Es ist eine „light“-Ausführung, die Wirklichkeit war brutaler.

Es jährte sich im Mai zum 50. mal die Einführung der „sozialistischen Produktionsweise“ in der Landwirtschaft, was als „Zwangskollektivierung“ in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Freilich waren die Bauern schon immer der Spielball der jeweiligen Herrscher gewesen. Die Bauernschaft war den Kommunisten, die keine selbstständigen Existenzen neben sich duldeten, ein Dorn im Auge. Zwar hatten sie versprochen, nicht „wie in der Sowjetunion“ mit den Bauern zu verfahren. Wenn jemand daran geglaubt hatte, wurde er bitter enttäuscht. Bereits 1952 wurden die ersten LPG's, im Volksmund „Kolchosen“ genannt, gegründet. Trotz hohen staatlichen Zuwendungen waren diese, außer einigen Vorzeigebetrieben, ein abschreckendes Beispiel, so auch unsere 1956 gegründete LPG „7. Oktober“. Trotz vielfacher Schikanen, unter denen die Bauern zu leiden hatten, „tümpelte“ die Sache vor sich hin. Die Bauern wollten eben Bauern bleiben. Nun hatten die, welche „immer recht hatten“, also die SED-Genossen 1958 beschlossen auf dem Land bis 1960 die „sozialistische Produktionsweise“ einzuführen.

Also wurde ein Wettbewerb angesetzt, welches Dorf am zeitigsten „voll genossenschaftlich“ ist. „Nur ein sozialistisches Dorf ist ein schönes Dorf“ war ihre alberne Parole. Immer wieder wurden die Bauern bequatscht „ihre Handtücher“ aufzugeben und endlich den Schritt vom „Ich zum Wir“ zu tun. Die Partei träumte von einem „sozialistischem Frühling“. Aber im Frühjahr 1960 war man immer noch nicht entscheidend weitergekommen. Bis Mai sollte nach oben Vollzug gemeldet werden, also wurde der Druck erhöht. Nun weitete sich das Ganze zum blanken Horror aus. Selbst Bürgermeister und Angestellte mussten in die Genossenschaft eintreten um Vorbild zu sein, selbst wenn sie kein ablieferungspflichtiges Land besaßen. Laufend wurden die Bauern, von früh bis spät „bearbeitet“. Fast täglich wurden Vorladungen zwecks „Aussprache“ auf dem Bürgermeisteramt überbracht. Der Gemeindediener schaffte die Wege allein nicht mehr, da musste der ABV aushelfen. Das Ganze wurde begleitet durch eine noch nie da gewesene Zeitungskampagne. Täglich wurden die bereits erreichten Prozente des Bezirkes und der einzelnen Kreise vermeldet. Die Dörfer, welche bereits vollgenossenschaftlich waren, wurden lobend erwähnt, die anderen mit den erreichten Prozenten gemeldet. Natürlich wurde auch den „Schlusslichtern“ verächtlich die „Rote Laterne“ verliehen. Die Werber, welche ihr Ziel erreicht hatten, verstärkten die Agitationskolonnen in den „säumigen“ Dörfern.

Nun geisterten, besonders an den Wochenenden, Fremde, Genossen aus Ämtern und Betrieben, im Dorf umher. Mehrere Sonntage hielt unsere Familie sich in Bickenriede auf, um dem Terror zu entgehen. Dort gab uns ein Bekannter noch einen guten Rat: „Das ist beschlossene Sache. Ihr kommt nicht drumherum. Genau wie die früher mich zum Ortsbauernführer machten, haben sie mich jetzt zum LPG Vorsitzenden gemacht. Hätte ich mich geweigert, hätten sie mich eingesperrt.“

Die Parteileute wussten in der Feldflur genauestens Bescheid. War doch jeder Quadratmeter Land, jedes Stück Wiese, ja selbst jeder Graben oder Heckenrain in den Karten. Ihre Bürokratie hatte vorgearbeitet. Sie hatten so etwas wie eine „Tiefenprüfung“ gemacht. Jede kleine Unregelmäßigkeit, die sich im Laufe der Jahre eingeschlichen hatte, und bisher toleriert wurde, war jetzt ein Vergehen. Alle, die sich mit der sprichwörtlichen „Bauernschläue“ Vorteile verschafft hatten, um überhaupt überleben zu können, sahen sich plötzlich mit ihren Taten konfrontiert. Die Überprüfung war sicher genau so pingelig als wenn heute „Steuersünder“ verfolgt werden. Jetzt kamen die „getrennten Höfe“ ebenso auf den Prüfstand wie das „schwarze Land“. Das Ablieferungssoll war ja nach Betriebsgröße gestaffelt. Bis 1 ha. war frei, bis 2 ha wenig Soll, bis 5 ha. mehr Soll. Die nächsten Stufen waren bis 10 ha, bis 15 ha und bis 20 ha. Lies man aus einem größeren Hof mehrere kleine Höfe schreiben, so verringerte sich das Soll beträchtlich. Viele Bauern waren auch oft als „Ackersleute“ tätig, d.h. sie bearbeiteten das Land der Ziegenbauern. Wenn diese nun ihre „Stückchen“ dem Ackersmann überließen und sich dafür gleich etwas Getreide für die Hühner oder ein paar Sack Kartoffeln oder auch gar nichts geben ließen, dann war das „schwarzes Land“, denn es war darauf kein Soll abgeliefert worden. So etwas nachzuweisen war nur durch Denunziantentum und längerfristige Bspitzelung möglich. Nun drohte man diesen Bauern: Entweder in die LPG oder für 10 Jahre Soll nachliefern. Bei Nichterfüllung drohte man auch schon mal mit Gefängnis.

Dass dieses keine leere Drohung war, zeigte der Fall des mir gut bekannten Bauern A. Opfermann aus Dingelstädt. Dieser war ein erfolgreicher Großbauer. Ich lernte ihn als feinen gebildeten Menschen kennen. Er war ein frommer gottesfürchtiger Mann. Weil er nicht unterschrieb, vielleicht wurde er auch von „Freunden“ denunziert, wurde er weggeholt. Er sollte die Türme seiner Stadt nicht wieder sehen. Er kam „wegen eines schlechten Beispiels“ für Jahre hinter Gitter, durfte danach, genau wie seine Frau, den Kreis Worbis nicht mehr betreten. Auch in Helmsdorf wollte man ein Exempel statuieren. Hier ist der Zeitpunkt gekommen eines Mannes zu gedenken, der auch in der Zeit der Depression und des Verrats bewies, dass er sein Christentum nicht mit dem Abschließen der Kirchentüre abgab. Er selbst auf der „Abschussliste“ stehend, sorgte durch seinen Mut und unter eigener Gefahr, dass Mielkes Stoßtrupp ins Leere stieß. Er wurde mehrmals angeschwärzt, wie er mir im vertraulichem Gespräch mitteilte. Nie vergesse ich, wie er zu mir sagte: „Junge, du häst's doch gut, du bruchst doch nur din Muhl zu hole“. Er wurde auch mehrmals in der Zeitung ausgeschmiert. Die Helmsdorfer wissen wen ich meine, er war der damalige Bürgermeister.

In der Folgezeit waren unter den Tausenden, die jede Woche in Richtung Westen verschwanden auch sehr viele Bauern, die hier alles im Stich ließen. Erzählt wurde der Fall eines Silberhäuser Großbauern, der sogar den Tisch festlich deckte und ein Schreiben hinterließ, mit dem er alles dem Staat schenkte.

Dieses Beispiel zeigt die Verzweiflung vieler Bauern. Vater damals dazu: „Das ist Dummheit, bei anderen Zeiten könnte das als Schenkung aufgefasst werden“. Er selbst erlebte aber, wie so Viele, die „anderen Zeiten“ nicht mehr. Nun werden teilweise heute noch die Opfer verhöhnt, während die Täter Westpensionen erhalten als wären sie BRD – Beamte gewesen.

Endlich unterschrieben die ersten „großen“ Bauern. Jeden Tag wurde am „Schwarzen Brett“ ausgehängt, wer bereits den Schritt vom „Ich zum Wir“ getan hatte. Nun hatte man bald alle großen- oder auch Pferdebauern eingefangen. Sie, die einst so stolzen Bauern hatten aufgehört zu existieren. Die Nebenerwerbsbauern, also die Kuhbauern erwiesen sich als besonders resistent gegen den Sozialismus. Sie, die notfalls jede einzelne Scholle mit der Hand rundrehten, wegen der vielen durchlittenen Hungersnöte in ihrer kleinen Wirtschaft eben eine Garantie gegen Hunger sahen. Mit dem Geld aus der Fabrik konnten sie notfalls leben. Durch die kleine Landwirtschaft im Rücken, brauchten sie dem Fabrikherren auch nicht in jedem Falle „aus der Hand zu fressen“. Sie, denen man kein Fehlverhalten nachweisen konnte, bekamen jetzt doppelten Druck. Der Ton am „Schwarzem Brett“ wurde ruppiger. Jetzt erschienen diejenigen, „welche den Sozialismus aufhalten wollen“. Die Liste derer, die noch nicht eingetreten waren, wurde immer kleiner. Die immer noch renitenten erschienen nun unter der Überschrift: „Die gemeinsame Sache mit den Kriegstreibern machen“. Ein Funktionär sagte zu einigen dort wohnenden Kuhbauern: „Ihr denkt doch wohl nicht, dass der Sozialismus einen Bogen um die Pfarrgasse macht“. Während man in Lenins Russland Jagd auf Kulaken machte, waren es bei uns die „Kuhschwänze“. Diese wurden schon als „Konterrevolutionäre“ bezeichnet. Das bedeutete höchste Gefahr, denn was für einen Kirchenführer früher ein Ketzer war, das war für den Genossen damals ein „Kontra.“ Den letzten Querulanten drohte man mit der Entlassung aus den Betrieben. Vater arbeitete in einem Betrieb und wollte seine Arbeit behalten. Als eine der Letzten unterschrieb daher meine Mutter unter der Zusage, nur mit eigenem Land, nicht mit dem Pachtland, die Beitrittserklärung. Zum Verständnis für die heutige Zeit: Selbstverständlich hielten die Spitzbuben sich nicht an ihre Zusage. Meine Eltern mussten daher auch für das Pachtland arbeiten, d.h. „Einheiten“ machen, Soll erbringen, dann mit ihren Ersparnissen den „Inventarbeitrag“ bezahlen. Eine Zeit lang hatten wir drei LPG am Ort. Wie die zusammengelegt wurden ist eine eigene Geschichte.

Es wird sicher nie erforscht werden, wie viele dem Druck entwichen in dem sie ihre Heimat verließen, sich das Leben nahmen, ins Gefängnis oder die „Klasmühle“ kamen. Hier nur soviel. Die Bande hatte der bäuerlichen Bevölkerung das Rückgrat gebrochen. Das hatte jahrelange Versorgungsschwierigkeiten, besonders bei Fleisch und Butter zur Folge. Mit „Arbeiterkontrolleuren“ versuchte man hier Abhilfe zu schaffen. Aber noch 1965 durchsuchte man die Keller der kleinen Leute nach privaten Kartoffeln um diese zu beschlagnahmen um wenigstens die Einkellerungskartoffeln für die Städte zu sichern.

Das war in einer Zeit, da aufrichtige Genossen und ihre Helfer an und unter den Fenstern horchten, ob der Betreffende auch keine Feindsender hörte. Dabei gingen sie nicht immer aufrecht, oftmals sah man sie auch kriechen. Auch begegneten mir schon vor 7.00 Uhr in der früh auf der F 247 die lauchgrünen Lkw mit dem VP-Kennzeichen, beladen mit Möbeln, die aus dem Grenzgebiet kamen.

Mit dem Mauerbau erstarb die Hoffnung, dass es einmal wieder „anders kommt“. Erst die Danziger Arbeiter ließen die dicke Bleischicht, die über unsere Freiheit gelegt worden war einreißen und die ach so lange Verschlütteten wieder atmen und keimen. Das war so, als wenn bei einem geteertem Radweg der Asphalt sich aufbeult, aufreißt und die Triebe der Ackerwinde sich heraus zwängeln. Aber erst die Schafhirten und Ziegenbauern im fernen Afghanistan schafften das, was tausende amerikanische Atomraketen nicht vermochten. Sie brachten das mächtigste Reich, was die Welt gesehen hat, zum Wanken. Den Rest haben wir dann selber tun müssen. Deshalb haben wir auch einen Grund mit Stolz unser Jubiläum am dritten Oktober zu feiern.

Was kann uns die Geschichte für heute lehren?

Ich finde zweierlei:

Erstens sollten wir, wenn heute wieder mit den Parolen aus den frühen 50ern des vergangenen Jahrhunderts geworben wird, uns fragen: „Sind diese Leute fähig und überhaupt willig das Versprochene zu halten?“

Zweitens sollten wir für die Freiheit eintreten wo sie verweigert wird. Denn wenn wir warten, bis sie auch dem Guten verweigert wird, ist es zu spät.

Diese Geschichte ist all denen gewidmet, die das erhoffte „Anders kommen“ nicht mehr erlebt haben.

Im September 2010

von Bertram Strecker